

Glaube *an* Christus nur denjenigen Rechtfertigung schenken, „die glauben – πάντας τοὺς πιστεύοντας“? Das wäre doch eine sinnlose Doppelung. Und was ist ein paar Zeilen später diese πίστις ἐν αἵματι, gewöhnlich übersetzt mit „(Sühne) im Blut, wirksam durch Glauben“, was aber im Text so gar nicht steht. Könnte πίστις ἐν αἵματι nicht einfach das meinen, was das Lukasevangelium dem Gekreuzigten als letztes Wort in den Mund legt: „Vater, in deine Hände lege ich meinen Geist“, also der Glaube Christi als Vertrauensakt mitten in seinem Blut, also mitten in seiner Todesstunde? Verhielte es sich so, dann hätte sich der ganze Streit um die Rechtfertigung *sola fide* erledigt.

3. Schluss

Die Frage nach der richtigen Übersetzung bringt mich abschließend zurück zur Grammatik. Grammatik ist streng, aber Grammatik eröffnet auch Spielräume des Verstehens. Auch deswegen ist der Umgang mit Texten niemals abgeschlossen. Jede Generation muss die

Entscheidung treffen, wie sie die Spielräume der Grammatik nutzt, um das Gemeinte so zu verstehen, dass ein Gesamtzusammenhang entsteht, der den Übersetzer mit einschließt. Übersetzen bedeutet Verantwortung übernehmen. Damit ist die Brücke zur Bildung geschlagen. Denn sich zu bilden bedeutet, Verantwortung zu übernehmen, für sich selbst und für die *res publica*, damals wie heute. So verstehe ich jedenfalls die *studia humanitatis*.

Anmerkungen:

- 1) Walter Jens, Mein Lehrer Ernst Fritz, zitiert nach Heinz-Elmar Tenorth, Die Rede von Bildung, Berlin 2020, S. 316.
- 2) Zitiert nach: Wilfried Stroh, Latein ist tot, es lebe Latein, München 2007, S. 200ff.
- 3) Zitiert nach: Robert Spaemann, Das unsterbliche Gerücht, Stuttgart 2010, S. 37.
- 4) John O'Malley, Die ersten Jesuiten, Würzburg 1995, S. 299.
- 5) Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorff, Die griechische Literatur des Altertums, Berlin 1907, S. 159.

KLAUS MERTES

Laudatio auf den Preisträger Pater Klaus Mertes SJ

Es gibt Momente und Zusammentreffen, die man lapidar „glückliche Fügung“ nennt. Manche von ihnen entfalten mit der Zeit ihre ganze Bedeutung und man fragt sich hin und wieder: „Wo wäre ich eigentlich heute, wenn das nicht passiert wäre?“ Eine solche Fügung durfte ich im Frühjahr 2019 erleben. Damals dachte ich darüber nach, aus der Kirche auszutreten. Das ist, wenn man gläubig ist, ein schmerzhafter Prozess, vergleichbar vielleicht sogar mit einer partnerschaftlichen Trennung, man gibt einen Teil seines Lebenswegs auf, auch einen Teil der eigenen Identität und etwas, was man

eben auch geliebt hat. Kirche ist, jedenfalls für mich, nichts rein Äußerliches, nicht einfach eine Institution, die Gläubigerkarteien verwaltet und viele Gebäude mit hohen Türmen besitzt. „Ich glaube ans Evangelium, aber mit Kirche will ich nichts zu tun haben“, ging für mich immer so wenig auf wie zu sagen: „Ich vertraue auf die Kritik der reinen Vernunft, aber sie soll bitte nicht von Kant sein.“ Das eine ist der Träger und auch Bestandteil des anderen. Drastischer formuliert: Wenn die Kirche morsch ist, ist es dann nicht auch die Botschaft, die sie durch die Jahrhunderte getragen hat?

Sicher war mir Pater Mertes vorher schon einmal untergekommen, ein Zitat von ihm, vielleicht auch ein Foto oder eine Beschreibung seiner Person. Aber dann gab es eben diesen Moment, in dem ich hörte. Es war weder ein neuer Beitrag noch das aufsehenerregendste Interview, das er je gegeben hat, aber die Botschaft war so schlicht wie klar: „Wenn man Gewalt, sexualisierte Gewalt, in einer Institution aufklären will, muss man bereit sein, die Last der Stigmatisierung der Institution zu tragen.“

Für mich war dieser Satz, den ich da hörte, der eine Stein, der mir im Erdbeben plötzlich und unerwartet wieder festen Halt gab, ein Stein, bei dem ich merkte, wenngleich noch etwas skeptisch: Aha, der bricht ja gar nicht weg. Und in mir wuchs der Gedanke: Solange es so jemanden in der Kirche noch gibt, solange bleibe ich.

Ich erzähle das, weil ich mittlerweile von vielen eine ähnliche Geschichte gehört habe. Innerlich bereits mit dem Austritt befasst,¹ haben sie der Institution Kirche doch noch eine Chance gegeben, solange „jemand wie Pater Mertes“ noch da ist. Gerade durch das Eingestehen der Verfehlungen hat er für zahlreiche Menschen die Bindung zur Kirche wieder leb- und glaubbar gemacht. Das ängstliche Beschweigen oder Leisereden dagegen mag Gläubige unter falschen Vorgaben in der Kirche halten, es geht aber von einer schaffrommen Herde aus, die besser nicht zu viel fragt und nicht zu eigenständig denkt. Das entspricht kaum einem heutigen Selbstverständnis der Gläubigen, und wohl auch nicht ihrem Verständnis von Kirche. Diese sollte ja nicht nur auf transzendenter Wahrheit, sondern auch auf innerer Ehrlichkeit fußen.

Der zitierte Satz von Pater Mertes ist eine einleuchtende, eigentlich schlichte Bemerkung, und doch eine, die innerhalb der Kirche, gerade

für viele in Machtpositionen, so schwer aushaltbar scheint. Denken wir an die verbissenen Versuche, die Fassade der Kirche ordentlich zu halten, und gerade dadurch verschlimmerte sich nur, was dahinter verfiel. Gerade so eine Fassade ist doch wie eine weitere Verhöhnung, und es ist, wenn man selbst Zerstörerisches erlebt hat, schwer erträglich zu sehen, dass das, wovon es ausging, jener Ort, jene Menschen, einfach weitermachen wie bisher, selbstzufrieden, ungestört und eben ordentlich.

Ich sprach eingangs von der glücklichen Fügung, und genau das war es, als ich auf jenen Satz eines katholischen Geistlichen traf. Keine glückliche Fügung aber, sondern schlicht folgerichtig ist es, dass dieser Geistliche Klaus Mertes war – folgerichtig, wenn man sich sein Denken, Glauben und Handeln anschaut. Es zeichnet sich aus durch Verstandesschärfe und *raison du coeur*, neugierig und offen, alte Denkschemata aufbrechend, aber nie in bequeme Scheinlösungen fliehend. Seine Intellektualität ist von einer bewundernswerten Schnelligkeit, dabei immer lernend, hinterfragend, reflektierend. Sein Handeln zeichnet sich durch Vertrauen aus, gibt aber zugleich Halt, und er ist gehorsam im eigentlichen Sinne, nämlich mit der Gabe des Hinhörens gesegnet, offen auch für die gegnerische Seite, und den Perspektivwechsel nicht nur wagend, sondern zu ihm ermutigend, ohne darüber die eigene Rolle und die mit ihr verbundene Verantwortung zu vergessen. Das möchte ich Ihnen in drei Punkten näherbringen.

Zuerst: Der Lehrer Klaus Mertes. „Lehrer“, wenn das nicht bei vielen die Erinnerung an muffige Linoleumflure und Prüfungsangst heraufbeschwöre, wäre es eigentlich ein ziemlich gutes Wort. Ein Lehrer ist jemand, der Wissen teilt und Menschen beim Ausweiten ihres Denkhorizonts begleitet, der sie im

besten Fall anleitet, ohne sie zu bevormunden, und jenen, die ihm anvertraut wurden, das Vertrauen weitergibt. „Junge Menschen sollen durch Bildung nicht besser und schneller, nicht anpassungsfähiger und in diesem Sinne lernfähiger werden, sondern freier. (...) Bildung ist ein Befreiungsprozeß zum Selbst-Denken“, so hat Klaus Mertes es mit seinem Mitbruder Johannes Siebner zusammen formuliert.

Ich vermute, ein guter Lehrer ist oft jemand, der selbst gern gelernt hat, der Freude daran hat, den eigenen gedanklichen Bewegungsraum wachsen zu sehen, und der diese Freude ausstrahlt und dadurch weitergibt. Klaus Mertes muss, das kann ich mir kaum anders vorstellen, gern gelernt haben und immer noch gern lernen, anders ist weder die Fülle seines Wissens noch die Beweglichkeit seines Denkens erklärlich: Sprachen, Literatur, Philosophie, Theologie natürlich, Politik und nicht zuletzt Musik, alle diese Felder bringt er zusammen, teilt sie mit anderen und hält sie offen für Neues.

Nun kann ja so ein Lehrer überall ansässig sein. Pater Mertes glaubte ich zunächst im Schwarzwald. Anfang 2021 – dies eine weitere glückliche Fügung – wurde er Superior der Jesuitenkommunität, zu deren Kirchengemeinde St. Canisius ich seit Jahren gehe. Dadurch durfte ich selbst zweimal Schülerin von Pater Mertes sein und erleben, dass ein guter Lehrer auch jemand ist, der Menschen etwas zutraut, von dem sie selbst noch gar nicht ahnen, dass sie es können. Zum einen hat er mich bei meinem allerersten Messdienst angeleitet, und da ich gerade die gesamten Kar- und Ostertage durchministriert habe, darf man da doch von einem gewissen Vermittlungserfolg sprechen. Das andere war noch ein wenig spektakulärer, ich möchte es den Whoopy-Goldberg-Moment von Sankt Canisius nennen.

Vielleicht erinnern Sie sich an den Film *Sister Act*, in dem die Sängerin Whoopy Goldberg in einem Kloster untertaucht. Sie übernimmt dort einen schief vor sich hin krächzenden Nonnenchor, aus dem sie binnen neunzig Filmminuten einen mitreißenden Gospelchor macht. Nun ist unsere Gemeinde musikalisch nicht gänzlich frei von Talent, aber, um es vorsichtig zu sagen, noch nicht jedes Talent ist geborgen worden. Man kann sie vielleicht mit dem Sister-Act-Chor aus der zehnten Filmminute vergleichen. Es wäre mir nie in den Sinn gekommen, dass man dieses Stimmenpotpourri zu einem wohlklingenden Kanon hinleiten könnte. Genau das ist Pater Mertes aber gelungen, und zwar in deutlich weniger als neunzig Minuten. Nach wenigen Wiederholungen von *Laudate omnes gentes* waren die besonders weit und laut danebengehauenen Töne verstummt, und bald ging ein warmer, vielstimmiger Gesang von der Gemeinde aus, die sich selbst staunend freute über das, was sie da zusammensetzte.

Ich glaube, es ist das Vertrauen, das er ausstrahlt. Vertrauen ist ja auch das beste Mittel, um Autorität niemals in etwas Autoritäres kippen zu lassen. Autoritäres Handeln speist sich aus Misstrauen und damit letztlich aus einem Mangel an Autorität. Das, was ich an Pater Mertes sehr schätze, und das bezieht sich auf den Lehrer- wie auf den Priesterstand gleichermaßen, ist seine Haltung zu Hierarchie und Autorität. Viele neigen dazu, entweder auf eindimensional verstandenem Machtanspruch zu beharren oder das Kind gleich mit dem Bade auszukippen, Hierarchien auch dort abzureißen, wo sie durchaus Sinn haben, oder aus einem grundlegenden Misstrauen ihnen gegenüber sie auch für Missstände verantwortlich zu machen, für die sie es ausnahmsweise mal nicht sind, und dadurch nach den tatsächlichen Ursachen gar nicht mehr zu suchen.

Es gibt Hierarchieunterschiede, die anmaßend sind, aber eben auch gute und notwendige. Um ein Beispiel von Pater Mertes zu nehmen: Es gibt etwa die Asymmetrie von Arzt und Patient, der wir uns ausliefern dürfen, in die wir uns sogar in Ohnmacht hineingeben können. Aber auch beim Lehrerberuf gibt es natürlich ein Ungleichgewicht, einen Wissensvorsprung des Lehrers vor den Schülern, zumindest sollte es ihn geben, und eben auch ein Machtgefälle. Wer das als Lehrer durch zu kurz gedachte Hierarchiekritik leugnet oder überspielt, rutscht schnell in eine Pseudo-Symmetrie, die eigentlich eher ein Davonestehlen vor jener Verantwortung ist, die mit Autorität einhergeht. Oder nehmen wir den Hirten, naheliegenderweise ebenfalls ein Beispiel von Pater Mertes: Die Ziegen und Schafe müssen sich nicht von ihm händisch füttern lassen, das können sie schon selbst. Aber der Hirte fängt die verlorenen Tiere wieder ein und er behütet die Herde, indem er Gefahren von ihr abhält. Autorität anzunehmen bedeutet, den Wolf zu erkennen, bevor er schädigen kann – den Wolf im Schafspelz ebenso wie den mit Hirtenstab.

Die eigene Position zu kennen und zu reflektieren scheint mir Voraussetzung für den Perspektivwechsel, und hiermit komme ich zum zweiten Punkt, dem politischen und zivilgesellschaftlich engagierten Menschen Klaus Mertes. „Für einige Wochen die Perspektive von Obdachlosen, Alten, Behinderten, Kranken annehmen – nicht, um ein gutes moralisches Gefühl zu bekommen; nicht, um einmal vier Wochen lang Nächstenliebe zu praktizieren, sondern um sehen zu lernen“, so erklärt es Mertes selbst. Dieses Sehenlernen kommt auf ganz unterschiedlichen und doch sich ähnelnden Wegen daher – ob im Schulunterricht, bei Straßenexerzitien, bei Messen in einem

Abschiebegefängnis, dem „Riesentabernakel von Berlin“, wie er es einmal nannte, was seine Hochachtung vor den dort inhaftierten Menschen unterstreicht. Es zeigt sich in einem offenen Zugehen auf den Anderen, und es schafft Verständnis, womöglich sogar ein Gefühl für andere und anderes auch da, wo es die eigene Erfahrungswelt übersteigt.

Dieses Sehenlernen wirkt aus der Mode gekommen, dabei brauchen wir es so dringend. Wir haben es heute mit einer zunehmenden Parzellierung der Lebensräume und -realitäten zu tun. Zwar treffen wir ständig Menschen, auf der Straße, bei der Arbeit, im digitalen Raum, aber wir begegnen ihnen oftmals nicht mehr. Das führt dazu, dass wir, eingerichtet in unserem eigenen Nahbereich, auf äußerliche Weise das beurteilen und bewerten, oft auch abwerten, was um uns herum, manchmal auch weit weg, geschieht, anstatt uns hinaus auf fremdes, unvertrautes Terrain zu wagen.

Wer selbst Gewalt erfahren musste, kann leichter nachvollziehen, was eine Gewalterfahrung in einem anderen Menschen auslöst, was für Spuren sie hinterlässt. Wer selbst eine bestimmte traumatische Erfahrung gemacht, eine spezifische Diskriminierung erlebt, einen konkreten Verlust betrauert hat, kann eher verstehen, was es bedeutet. Das ist zwar oft durchaus richtig und nachvollziehbar, nur können wir eben da nicht stehen bleiben. Das tun wir aber, wenn wir das Prinzip verabsolutieren: Nur wer Vergleichbares erlebt hat, sei für mitfühlendes Verständnis offen. Nur wer Diskriminierung kennt, könne ihre Wirkungen nachvollziehen. Nur wer Traumata erfahren musste, könne oder gar dürfe vom Trauma sprechen. Nicht allein schliesse eine solche Verengung Expertenwissen aus, was verlustreich wäre, vor allem für Betroffene. Es verneint zudem etwas zutiefst

Menschliches: Unsere Fähigkeit zum Mitleid, zur Einfühlung, zur empathischen Nächstenliebe.

Das bedeutet nicht, dass wir uns Opfern gleichmachen oder uns mit ihnen fälschlich identifizieren. In Pater Mertes' Beschreibung der Ignatianischen Pädagogik – letzter Schulschlenker – habe ich den Perspektivwechsel als ein Zugehen, eine Begegnung mit erhöhter Durchlässigkeit, verstanden: „Schule kann Perspektivwechsel ‚üben‘ (...). Es soll nicht ‚Mitleid‘ als Lernergebnis herauskommen. Mitleid ist Geschenk. Allerdings ist eine Sensibilisierung möglich für den nicht-machbaren Augenblick, an dem mich der Pfeil des Mitleids real trifft.“⁴²

Solche Übungen braucht unsere gesamte Gesellschaft. Sie braucht es zum einen, um Ausgeschlossene wieder einzubeziehen, und zum anderen, um generell im Austausch zu bleiben oder überhaupt in ihn zurückzufinden, in Zugewandtheit, auch gegenüber anderen Meinungen und sogar gegenüber politischen Gegnern. Was Letztere anbelangt, mag es Grenzen geben, die jeder und jede anders zieht. Aber wenn die Grenze für manche schon fünf Zentimeter von der eigenen Meinung verläuft, dann haben wir nicht nur ein Problem, sondern ein Fiasko.

Neugierig sein. Nicht vorverurteilen. Sogar da noch ruhig zuhören, wo es den eigenen politischen Überzeugungen zutiefst widerspricht. Das sehe ich als große Fähigkeit von Pater Mertes, und man kann sich nur wünschen, dass viele es ihm abschauen. Es könnte das Gift aus unseren mitunter hasserfüllten Debatten nehmen und in wirklich verfahrenen Situationen doch noch Lösungen erkennbar werden lassen. Sehen und hören lernen sind somit immer auch Anleitungen zum Friedensstiften.

„Die Bergpredigt ist eben durchaus auch als Maßstab für Realpolitik zu verstehen. Sie

kann den Feind ‚entfeinden‘, wie der jüdische Religionswissenschaftler Pinchas Lapide einmal formulierte“;³ schreibt Klaus Mertes 2015 in seinem Briefwechsel mit der ehemaligen Grünenpolitikerin Antje Vollmer. Was dieses Entfeinden bedeutet, das zeigt er beispielhaft in seiner Beschäftigung mit den Märtyrern des 20. Juli.

„Plötzensee ist ebenso wie Golgatha die letzte Station auf dem Weg der Umkehr zur Nächstenliebe. (...) Im christlichen Bekenntnis heißt es, dass der Tod Jesu eine ganz bestimmte Wirkung über seinen Tod hinaus hat: Versöhnung zwischen Feinden und gerade nicht Hass und Krieg. So sehe ich das auch für Plötzensee. Der Widerstand und schließlich der Tod in Plötzensee hatten eine *versöhnende* Wirkung, denn im Widerstand gegen die Nazis kamen Personen zusammen, die sich unter anderen Umständen nicht einmal angeschaut hätten.“

Man muss sich hier vor zwei Denkfehlern in Acht nehmen, und zwar zum einen, dies als Apologetik für die Täter misszuverstehen oder gar als Sakralisierung von Gewalt. Nicht weil die Nazis Plötzensee zu einer Hinrichtungsstätte machten, konnte sie für Alfred Delp, Helmuth James von Moltke und viele andere zum Ort der Versöhnung werden, sondern *obwohl*. Dieses *Obwohl* ist zentral. Der andere Fehlschluss wäre jener hin zur Selbstheroisierung in einer Opferrolle oder gar in der in sich selbst widersprüchlichen Figur des selbstgewählten Martyriums.

Das kann eine vergleichsweise harmlose Form annehmen, wie etwa bei den Aktivisten der Letzten Generation, die in ihrer Sorge um die Schöpfung eigentlich ausgesprochen christlich handeln, sich aber durch ihre Selbsterhöhung verschließen vor Kritik und Dialog. Es kann aber auch der Pegida-Demonstrant oder jemand aus der Identitären Bewegung sein, die

sich zwar gern auf ein „christliches Abendland“ beziehen, aber einem, das mit dem Kulturraum Nahost nichts zu tun haben will. Die Krippe Jesu stand dann vermutlich im Eichsfeld und Paulus brach von Schlesien aus zu seiner Heidenmissionierung auf. Selbstmythologisierung als Opfer ist übrigens ein fester Bestandteil neurechter und rechtsextremer Narration: Die sich aufopfernden „letzten Deutschen“ (was rein völkisch verstanden wird) auf der einen Seite, auf der anderen die Vertreter einer als überkommen und delegitimiert dargestellten Herrschaft und die als illegitim entwürdigten Schutzsuchenden.

Die äußerste Steigerung eines pervertierten Opfer- und Märtyrerbegriffs bilden Selbstmordattentäter, die meinen, im Namen Gottes zu töten. Das Martyrium ist aber ja gerade kein Ja zum Tod, sondern ein Ja zum Leben, und es ist niemals selbstgewählt, sondern angenommen. „Wenn der Tod nur vermieden werden kann um den Preis des Verrats an der Nächstenliebe“, so Mertes, „folgt daraus nicht, dass der liebende Gott oder der liebende Mensch den Tod wollen. Sie leben die Nächstenliebe bis hin zur letzten Konsequenz.“⁴

Nächstenliebe, Zusammenhalt und Toleranz steht auch uns als Mittel gegen Extremismus und Fanatismus zur Verfügung. Wir müssen es „nur“ aktiv leben. Und hier komme ich zu meinem dritten und letzten Punkt, dem gläubigen Christen und katholischen Geistlichen Klaus Mertes, auch wenn beides natürlich im Vorhergesagten bereits mitschwang. Darin wurde, denke ich, bereits deutlich, warum christliches Leben, eine Orientierung hin zu Jesus von Nazareth, auch heute so gegenwärtig, so wichtig und so herausfordernd ist. Denn dass Glaube und ein von den Evangelien geleiteter Lebensweg anspruchsvoll sind, sei nicht verschwiegen.

Pater Mertes verbindet Glaube zu einer Herzens- und Verstandessache, zu einer Übung im Sehen und Hören, zu einer einladenden Begegnung mit den „Armen“, womit mehr als nur die materiell Benachteiligten, nämlich allgemeiner die Ausgeschlossenen unserer oft zugebretterten Gemeinschaften, verstanden werden dürfen. „Eines der ganz tiefen Bedürfnisse des Menschen ist es, dazugehören zu dürfen“, schreibt er. „Den Armen wird das verweigert. Ob sie im Mittelmeer ertrinken, weil wir sie nicht unter uns haben wollen, oder ob sie als Homosexuelle nicht dazugehören dürfen, oder weil sie einen Knick in der Biografie haben und deshalb nicht passen: Armut ist im Kern Ausgrenzung.“⁵

Wenn aber aus Angst vor innerkirchlichem Regelverstoß die Bedürftigen im Stich gelassen werden, wendet sich die Kirche gerade gegen jene, für die sie da sein sollte. Pater Mertes hat dies immer wieder kritisiert, mit durchdachten Argumenten, aber auch mit der Bereitschaft, dafür manches einzustecken. Es wäre verkürzt, würden wir diese Fähigkeit von ihm nur auf den Umgang mit kirchlichen Missbrauchsfällen beziehen, aber natürlich ist es das Thema, was heraussticht. Ich sagte eingangs, dass es keine glückliche Fügung, sondern folgerichtig war, dass ich ausgerechnet auf Pater Mertes stieß mit seiner klaren Haltung, die mir damals wieder den einen Stein gab, der nicht in der Vertrauenserosion mitgerissen wurde. Es mag aber Fügung gewesen sein, dass Pater Mertes genau in jener Zeit auf jenem Posten saß, als im Canisius-Kolleg das lange Verdrängte aufbrach und der Missbrauch zur Sprache kam. Es ist dann die Frage, ob und wie man eine Rolle annimmt. Dass er sie annahm und auszufüllen verstand, ist das Folgerichtige, das sich aus seinem Denken und Glauben speist.

Was er für die Aufarbeitung des kirchlichen Missbrauchs getan hat, ging vielen

zu weit. Umgekehrt gibt es auch Menschen, denen es nicht weit genug ging und geht. Ich glaube, genau deswegen hätten viele diese Rolle gescheut. Gegen die Oberen, gegen die Beschweiger anzugehen, das ist schon immens viel und erfordert Mut, aber dabei auch zu wissen: Man kommt selbst aus der Schuldfrage nicht ganz raus, man kann sich als katholischer Geistlicher nicht einfach einen schlanken Fuß machen und vollständig auf die Seite der Opfer wechseln – das ist das Dilemma, dem Pater Mertes nicht ausgewichen ist.

Es gibt eine Szene in einem Essay von Jacques Derrida⁶, an die ich immer wieder denke. Eine Frau wird von der Wahrheits- und Versöhnungskommission gefragt, ob sie zum Vergeben bereit sei, den Tätern, die ihren Mann ermordet haben. Und ihre Antwort ist: Keine Regierung kann vergeben. Keine Kommission kann vergeben. Nur ich allein kann vergeben. Und ich bin noch nicht bereit zu vergeben.

Dies hebt Vergebung aus einem quasi bürokratischen Tagesordnungspunkt wieder in einen lebendigen, personalen Akt, mit all dem, was es bedeutet, etwa dass jene, denen der Vergebungsakt zukommt, eben noch nicht dazu bereit sind. Heute noch nicht, kann das heißen, vielleicht morgen, es kann aber auch bedeuten: Ich weiß nicht, ob das jemals möglich sein wird. Keine politische oder religiöse Institution, sagt diese Frau, kann Vergebung einfordern. Es ist nicht an uns, nicht an Ihnen, nicht an mir, nicht an irgendeinem Würdenträger der Kirche, jenen, die erlitten haben, die „allein vergeben“ können, ihrem *Noch nicht* einen Zeitplan aufzuerlegen. Dies zu achten ist Voraussetzung, damit Heilung überhaupt möglich sein kann.

Wenn wir nun glauben, dass die Evangelien etwas Gutes lehren, wenn wir an ihrer Friedens-

botschaft festhalten wollen, verbunden mit dem österlichen Erlösungsversprechen, und wenn wir ferner glauben, trotz allem, dass die Kirche die Trägerin dieser Botschaft ist oder doch sein sollte, dann müssen wir dessen eingedenk handeln. „Das Schlimme am Missbrauch in der Kirche“, schreibt Pater Mertes, „besteht ja gerade darin, dass er in einer Institution geschieht, deren Zweck ausdrücklich nicht das Verbrechen ist, sondern die Vermittlung von Schutz und Geborgenheit in der Liebe Gottes. Man könnte sogar sagen: Von Kirche als ‚Täterorganisation‘ zu sprechen verharmlost das Widersinnige des Missbrauchs in der Kirche.“⁷

Die Kirche kann nur dann glaubhaft sein, wenn sie sich selbst und ihre eigene Botschaft ernst nimmt. Wenn sie helfend zur Versöhnung hin lebt, aber das *Noch nicht* der Leidtragenden achtet, ja schützt. Wenn sie sich ihrer Verantwortung stellt und nicht ihre Verfehlungen und Schuld externalisiert, relativiert, dämonisiert oder durch Überidentifizierung bequem auf die Seite der Opfer wechselt. Letzteres ist ja nur ein etwas komplexerer Trick, um sich aus der eigenen Verantwortung zu stehlen.

„Die Reife eines Menschen zeigt sich am deutlichsten an dem Dienst, den er in der Gemeinschaft leistet“⁸, so hat es Pedro Arrupe, der frühere Generaloberer der Gesellschaft Jesu, einmal formuliert. Sie zeigt sich auch daran – wenn ich das hinzufügen darf –, was ein Mensch von der Gemeinschaft annimmt. Beides schaffen Sie in außerordentlicher Weise, lieber Pater Mertes. Und so möchte ich ganz persönlich danken für die glückliche Fügung, die unsere Begegnung für mich bedeutet, und Ihnen herzlich zum Humanismuspreis gratulieren.

Anmerkungen:

- 1) Dieser „Austritt“ ist ja überhaupt nur durch die besondere fiskalische Regelung in Deutschland möglich. Die Taufe wird natürlich nicht rückgängig gemacht.
- 2) Mertes/Siebner: Schule ist für Schuler da, Herder 2010, S. 146f.
- 3) Mertes/Vollmer: Ökumene in Zeiten des Terrors, Herder 2016, S. 41.
- 4) ebd. S. 39.
- 5) Albus/Mertes: Grenzgänger, Butzon & Bercker 2017, S. 43.
- 6) Derrida: La Solidarité des Vivants et le Pardon, Hermann 2017, S. 98f. Die Wahrheits- und Versöhnungskommission wurde nach dem

Apartheidsregime in Südafrika unter Desmond Tutu und Nelson Mandela erdacht, um eine Spirale der Vergeltung zu verhindern und der hochtraumatisierten Gesellschaft eine Perspektive jenseits der Gewalt und Gegengewalt zu eröffnen. Die Aussagen der Opfer der Gewalt stehen im Zentrum. Eine solche Kommission wird mittlerweile in zahlreichen Post-Konflikt-Regionen eingesetzt.

- 7) Stimmen der Zeit, Heft 9/2022, Nummer 147, S. 641-642.
- 8) Es ist das wohl mit Abstand bekannteste Zitat, denn es steht im Gotteslob.

NORA BOSSONG

Herkunft verpflichtet. Archäologische Denkmäler im Kontext der postkolonialen Debatte und der Lehramtsausbildung¹

Antike Monumente stehen seit einigen Jahren im Fokus internationaler Restitutionsdebatten. Die Büste der Nofretete oder der Pergamonaltar sorgen auch national immer wieder für Schlagzeilen wie am 31.12.2022, als sich die Berliner Staatssekretärin für Vielfalt und Antidiskriminierung, Saraya Gomis, für ihre Rückgabe ausgesprochen hat. In einem Interview für den Berliner „Tagesspiegel“ meinte sie: „All die Kulturgüter aus anderen Weltregionen gehören nicht uns, sie sind unrechtmäßig hier.“ Können wir das so stehen lassen und uns einfach darauf einigen, alle außereuropäischen Kulturgüter zurückzugeben? Und gilt dieses auch für die Antiken, die aus dem ehemaligen Osmanischen Reich stammen?

Wie schwierig eine solche Forderung wird, wenn man sie auf bewegliche Kulturgüter bezieht, zeigt das Beispiel der sog. Tazza Farnese.² Dieser hochberühmte Kameo ist benannt nach einer römischen Familie, in deren Besitz sich der Schmuckstein zeitweise befand. Ent-

standen ist er im 2. oder 1. Jh. v. Chr. im ägyptischen Alexandria. Von dort aus gelangte die Tazza Farnese vermutlich in die kaiserlichen Schatzhäuser, erst nach Rom und dann nach Konstantinopel. Nach Einnahme der Stadt durch die Kreuzfahrer 1204 wanderte sie von Hof zu Hof: Ihre Eigentümer waren u. a. Friedrich II. von Sizilien, ein persischer Prinz, Alfons von Aragon in Neapel, die Päpste, Lorenzo der Prachtige, die Familie Farnese und schließlich die Neapolitaner Bourbonen. Heute rekonstruiert man mindestens 13 Besitzerwechsel. Kulturell bleibt es ein Werk der ptolemäischen Herrscher in Ägypten, aber an den unterschiedlichen Orten entwickelte es eine neue Bedeutung, wie Salvatore Settis kürzlich betonte: „Jedes Überbleibsel jener untergegangenen Welt enthielt in sich ein starkes evokatives, aber auch assoziatives und synthetisches Potenzial: Seine Funktion als Zeuge eines zerbrochenen Reiches verstärkte seine Präsenz und seine Bedeutung. (...) Transformation und Tradition (Verändern